



Feierabend



Nr. 3.

Unterhaltungsbeilage.

1932.

Keine Arbeit.

Von Emil C. Zola.

Die folgende Geschichte des großen französischen Dichters ist in den „Neuen Erzählungen für Kinder“ im Jahre 1874 erschienen. Sie zeigt dieselben Erscheinungen wie die heutige Wirtschaftskrise, nur in anderen, mehr patriarchalischen Verhältnissen, die den damaligen industriellen Verhältnissen entsprachen. Aber die „Ordnung“, die periodisch Arbeitslosigkeit schafft, und den Hunger von Kindern förmlich zum Gesetz erhebt, ist die gleiche wie 1874 und schier ein Menschenalter später. In die scheinbar nüchterne Darstellung des Dichters von „Germinal“ klingt die Anklage gegen diese „Ordnung“ hinein.

I.

Als die Arbeiter am Morgen in die Werkstatt kommen, finden sie sie kalt und schwarz wie eine Ruine. Im Hintergrund des großen Saales steht stumm die Maschine mit mageren Armen und unbeweglichem Häderwerk; sie macht alles noch melancholischer, ihr Rauchen und Rassel macht sonst das ganze Haus lebendig wie der Schlag eines gewaltigen, arbeitsstarken Herzens.

Der Herr kommt aus seinem kleinen Kontor herunter:

„Kinder“, sagt er traurig zu den Arbeitern, „heute gibt es keine Arbeit... Es laufen keine Aufträge mehr ein; von allen Seiten werden die Bestellungen rückgängig gemacht, ich werde mit meiner ganzen Ware hängenbleiben. Dieser Dezember, auf den ich rechnete, und der in anderen Jahren so viel Arbeit brachte, droht, die solidesten Häuser zugrunde zu richten... Ich muß den Betrieb einstellen.“

Und da er sieht, wie die Arbeiter einander anblicken voller Furcht vor der Heimkehr, voller Furcht vor dem Hunger am Morgen, fügt er leiser hinzu:

„Ich bin kein Egoist, nein, wirklich nicht. Meine Lage ist Genüß schrecklich, wenn nicht noch schrecklicher als eure. Binnen acht Tagen habe ich fünfzigtausend Franken verloren. Ich höre heute mit der Arbeit auf, um das Loch nicht noch größer zu machen; und ich habe noch keinen Son, um meinen Verpflichtungen am Fünftzehnten nachzukommen... Seht, ich spreche als Freund mit euch, ich will euch nichts verborgen. Morgen kommt vielleicht schon der Gerichtsvollzieher zu mir ins Haus. Wir können nichts dafür, nicht wahr? Wir haben bis zu

legt gelämpft. Ich hätte euch gern über diese schwere Zeit hinweggeholfen; aber es ist aus, ich bin erledigt; ich habe kein Stück Brot mehr zu teilen.“

Dann reicht er ihnen die Hand. Die Arbeiter drücken sie schweigend. Eine Weile noch bleiben sie stehen, und mit geballten Fäusten sehen sie ihr nutzloses Handwerkszeug an. Gestern noch schwirrten schon bei Tagesanbruch die Feilen, und die Hämmer schlugen den Takt dazu; und all dies scheint schon im Staube des Bankrotts zu schlafen. Zwanzig, dreißig Familien werden in der nächsten Woche nichts zu essen haben. Einige Frauen haben Tränen in den Augen. Die Männer wollen fester erscheinen. Sie stellen sich tapfer und meinen, in Paris sterbe man nicht Hungers.

Als der Prinzipal sie verläßt, und sie ihn gebrochen davonsinken sehen, in wenigen Tagen vernichtet unter einem, vielleicht noch größeren Schicksalsschlag, als er eingesehen will, geht einer nach dem andern dem Ausgang zu: sie ersticken im Saal, ihre Kehle ist schwer, ihr Herz fröstelt, als verließen sie ein Totenzimmer. Der Tote ist die Arbeit, ist die große stumme Maschine, deren Gerippe unheimlich in der dunklen Ede steht.

II.

Der Arbeiter steht draußen auf der Straße, auf dem Pflaster. Seit acht Tagen streift er umher, ohne Arbeit finden zu können. Von Tür zu Tür ist er gewandert und hat seine Hände und seine Arme, hat alles angeboten, gleich zu welcher Berrichtung, sei es zur widerwärtigsten, mühsamsten und gefährlichsten. Und alle Türen haben sich wieder vor ihm geschlossen.

Dann hat er sich erboten, zu halbem Lohn zu arbeiten. Die Türen haben sich wieder aufgetan. Und arbeitete er umsonst, man könnte ihn nicht annehmen. Es gibt keine Arbeit, es ist die schreckliche Zeit der Stockung, die wie ein Totengeläute durch die Manjarden klingt. Eine Panik hat alle Geschäfte ergriffen, und das Geld, das erbärmliche Geld hat sich verborgen.

Nach acht Tagen ist jede Hoffnung dahin. Der Arbeiter hat einen letzten Versuch gemacht, und langsam, mit leeren Händen, vom Elend erschöpft, kehrt er heim. Es regnet; an solchen Abenden ist Paris trübselig im Schmutz. Ohne die Masse zu spüren, geht er seines Weges, nur seinen Hunger spürt er, und er geht langsam, um später heim zu kommen; er hat sich an eine

Brüstung über die Seine gebeugt; die geschwollenen Fluten gleiten dumpfgroßend dahin; weißer Schaum zerreiht an einem Brückenpfeiler. Er neigt sich weiter vor, die gewaltige Wassermasse wälzt sich unter ihm fort und ruft ihm eine wütende Lockung zu. Dann sagt er sich, das wäre feige, und er geht weiter.

Der Regen hat aufgehört. Das Gas flammt auf in den Schaufenstern der Futwellere. Drückte er eine Scheibe ein, mit einem Griff hätte er Brot auf Jahre hinaus. In den Gasthäusern wird es hell; und hinter den weißen Mouffelinvorhängen sieht er Leute essen. Er geht schneller und steigt an Gartüchen, Fleischern und Bäckereien vorbei, an allem, was Paris für die Stunden des Hungers feilbietet, zur Vorstadt hinauf.

Als Frau und Kind am Morgen geweint hatten, hatte er ihnen zum Abend Brot versprochen. Er hat ihnen seine Lüge vor dem Abend nicht eingestehen können. Während des Gehens fragt er sich, wie er vor sie hintreten, und was er ihnen zur Beruhigung sagen solle. Länger können sie wirklich nicht ohne Essen bleiben. Er würde es schon versuchen, aber die Frau und sein Kind sind zu zart.

Einen Augenblick denkt er daran, zu betteln. Aber kommt ein Herr oder eine Dame an ihm vorbei, und will er die Hand ausstrecken, so wird ihm der Arm steif, und die Kehle schnürt sich ihm zu. Wie angewurzelt bleibt er auf dem Bürgersteig stehen, und die anständigen Leute wenden sich von ihm ab, in der Meinung, er sei betrunken, wenn sie sein verstocktes, vor Hunger wildes Gesicht sehen.

III.

Die Frau des Arbeiters steht unten in der Tür, die Kleine schläft oben. Sie hat ein Ratunkleid an und ist ganz abgemagert. Im kalten Straßenwind schauert sie vor Kälte zusammen.

In der Wohnung ist nichts mehr; sie hat alles zum Pfandleiher getragen. Acht Tage ohne Arbeit vermögen das Haus leer zu machen. Am Abend vorher hat sie die letzte Handvoll Wolle aus ihrer Matraße an einen Trödler verkauft; so ist die Matraße nach und nach daraufgegangen, jetzt ist nur noch der Ueberzug da. Den hat sie vor dem Fenster aufgehängt, damit der Wind nicht so hineinbläst, denn die Kleine hustet stark.

Ohne ihrem Mann etwas zu sagen, ist auch sie auf die Suche gegangen. Aber die arbeitslose Zeit laßt sich noch mehr auf Frauen als auf Männern. Auf dem gleichen Flur mit ihnen wohnen einige unglückliche Frauen, die sie nachts schluchzen hört. Eine hat sie getroffen, die stand regungslos an einer Straßenecke; eine andere ist gestorben; eine dritte verschwunden.

Zum Glück hat sie einen braven Mann, der nicht trinkt. Hätten tote Zeiten sie nicht um alles gebracht, sie hätten ihr gutes Auskommen. Ihr Kredit ist erschöpft: sie hat Schulden beim Bäcker, beim Spezereihändler und bei der Gemüßfrau, sie wagt sich kaum mehr an den Laden vorbei. Nachmittags war sie bei ihrer Schwester, um sich einen Franken zu leihen; aber auch dort hat sie ein solches Elend angetroffen, daß sie in Tränen ausgebrochen war, und wortlos hatten beide lange miteinander geweint. Beim Fortgehen hatte sie noch versprochen, ein Stück Brot zu bringen, falls ihr Mann mit etwas heimkomme.

Der Mann kommt nicht heim. Es regnet, sie schlüchtet unter die Tür; große Tropfen klatschen vor ihren Füßen auf den Boden, und nasser Staub durchdringt ihr dünnes Kleid. Manchmal wird sie ungeduldig, dann wagt sie sich trotz des Regens auf die Straße und geht bis zur nächsten Ecke, ob sie ihn nicht sieht. Und wenn sie zurückkommt, ist sie bis auf die Haut durchnäßt; sie streicht sich mit den Händen über die Haare, um sich abzutrocknen; und wieder faßt sie sich, von kurzen Fieberstößen geschüttelt, in Geduld.

Der Strom der Vorübergehenden drückt sie an die Wand. Sie macht sich ganz klein, um niemand im Wege zu sein. Männer gucken ihr voll ins Gesicht; manchmal streift heißer Atem ihren Hals. Das ganze zweideutige Paris, die schnurige Straße, das grelle Licht und das Wagengerassel scheint sie packen und in den Rinnstein werfen zu wollen. Sie hat Hunger, sie gehört aller Welt. Gegenüber ist ein Bäcker, da fällt ihr das Kind ein, das oben schläft.

Und kommt endlich der Mann heim — wie ein Verbrecher drückt er sich an den Häusern entlang —, so stürzt sie ihm entgegen und sieht ihn angstvoll an.

„Run?“ stammelt sie.

Er antwortet nicht und senkt den Kopf. Dann geht sie ihm voraus die Treppe hinauf, blaß wie eine Tote.

IV.

Droben die Kleine schläft nicht. Sie ist aufgewacht. Und beim Kerzenstumpfen, das auf einer Tischdecke jämmerlich stirbt, denkt sie träumerisch nach. Und irgend etwas Entsetzliches und Verzerrendes übersieht das Gesicht dieses siebenjährigen Kindes mit den welligen und ersten Bügen einer reifen Frau.

Sie sitzt auf dem Rand eines Koffers, der ihr als Lagerstätte dient. Ihre nackten Beine hängen schlatternd herab; ihre kranken Puppenhände halten die Arken, die sie bedecken, über der Brust zusammen. Sie fühlt ein Brennen, ein Feuer, das sie löschen möchte. Sie denkt nach.

Sie hat niemals Spielzeug gehabt. Sie kann nicht zur Schule gehen, weil sie keine Stiefel hat. Als sie kleiner war, hat ihre Mutter sie im Sonnenja ein spazieren geführt; daran erinnert sie sich. Aber das liegt lange zurück. Sie mußten umgehen; und selber, wie ihr, hat ein Elend durchs Haus geweht. Seitdem fühlt sie sich nicht mehr glücklich; sie hat immer Hunger gehabt. Etwas Unergründliches ist es, darin sie versinkt, ohne es begreifen zu können. Hungert denn alle Welt? Sie hat sich doch solche Mühe gegeben, sich daran zu gewöhnen, und sie hat es nicht gekonnt. Sie glaubt,

sie sei zu klein; um das zu verstehen, müsse man erwachsen sein. Die Mutter weiß sicher alle Dinge, die man den Kindern verbirgt. Wenn sie dürste, würde sie einmal fragen, wer einen so in die Welt setzt, damit man hungert.

Und dann ist es so häßlich bei ihnen! Sie betrachtet das Fenster, dagegen der Marragenbezug auf- und niederschlägt, die kalten Wände, die zerstoßenen Möbel, dieses ganze Dachstübchen, darüber der Mangel an Arbeit Verzweiflung erregt. Sie glaubt in ihrer Unschuld, von warmen Rimmern mit schönen, glänzenden Dingen geträumt zu haben; sie schließt die Augen, um alles wieder zu sehen, und zwischen ihren dünn gewordenen Lidern wird das Kerzenlicht zu einem mächtigen goldenen Schein, in den sie eingehen möchte. Aber der Wind weht, und vom Fenster zieht es so kalt herein, daß ein Hustenanfall sie packt. Ihre Augen sind voller Tränen.

Wie man sie früher allein, so hatte sie Angst; jetzt macht sie sich nichts mehr daraus. Da man seit gestern nichts gegessen hat, glaubt sie, ihre Mutter hole Brot. Und dieser Ge-

dante macht ihr Freude. In ganz kleine Stücke wird sie ihr Brot schneiden und langsam eines nach dem andern essen. Sie wird mit ihrem Brot spielen.

Die Mutter ist heimgekehrt, der Vater schläft die Tür. Ganz überrascht betrachtet die Kleine ihrer beiden Hände. Und da keines etwas sagt, so sagt sie nach einer Weile in halbsingendem Ton:

„Ich habe Hunger, ich habe Hunger!“

Der Vater stützt in einer dunklen Ecke seinen Kopf in die Hände; er rührt sich nicht. Festes Schluchzen schüttelt lautlos seine Schultern. Die Mutter zwingt ihre Tränen hinunter und legt die Kleine wieder hin. Sie bedeckt sie mit allen Fegen, die sie austreiben kann, und sagt, sie solle brav sein und schlafen. Aber das Kind, dessen Zähne vor Kälte aufeinander schlagen und das den Brand in seiner Brust stärker fühlt, faßt sich plötzlich ein Herz. Sie schlingt die Arme um der Mutter Hals und fragt ganz leise:

„Sag, Mutter, warum haben wir denn Hunger?“

Bei den Juden in der Wildnis.

Von Albert Londres.

Der französische Journalist Albert Londres, rasch bekannt geworden durch ein aufsehenerregendes Buch über die französische Fremdenlegion und durch mehrere andere glänzenden Reportagen, hat unter dem Titel „Jude wohin? Ein Reisebericht aus den Ghettos der Welt“ ein neues Buch geschrieben, das soeben im Plaidon-Verlag, Wien, erschienen ist und das die Frucht einer Reise durch jene Gebiete Europas, Ägyptens und Palästinas bildet, in denen die Juden in größeren Mengen und oft unter den erbärmlichsten Verhältnissen zusammenleben. Von Prag ausgehend hat Albert Londres Karpathorundland, Rischinew, Lemberg, Krakau, Warschau, Wilna, Lodz, Ägypten und Palästina besucht, war beim Bunderrabbi in Dorje Gura-Kalbarja, in der „Rabbinerfabrik“ in Ralewki, in den Elendsquartieren karpathorundlicher Juden, im Lemberger Ghetto, an der Klagemauer in Jerusalem und er hat Judäa, Samaria, Ober- und Nieder-Galiläa durchforscht. Was er gesehen, erlebt und in einzigartiger Weise in diesem Buche der Deffentlichkeit unterbreitet, es bildet ein Kulturdokument hervorragenden Ranges. Londres Buch ist eine Reportage, die wie selten eine andere tiefste Eindrücke hinterläßt. Im Nachstehenden geben wir mit Erlaubnis des Verlages einige Stellen aus einem der Kapitel des Buches wieder:

Ja, wo bin ich denn? Politisch gesehen in der Tschechoslowakei. Die Friedensverträge sind da, um es zu bestätigen. Ganz in der Nähe ist die ungarische, die rumänische, die polnische Grenze. Hier ist die Gegend der großen Wälder an der Südseite der Karpaten, um es mit einem Wort zuzagen: das Marmaroschgebirge.

Geistig gesehen liegt das Land viel ferner und keinesfalls im 20. Jahrhundert. Es hat eben erst die Zeiten der Genesiss hinter sich. Wir befinden uns hier in der zweiten Periode der Welt, der Zeit des Exodus.

Ich reise jetzt mit zwei Juden, die keinen Bart und keine Schlafenloden tragen. Der eine stammt aus Wilna in Polen, der andere aus Siebenbürgen. Aber beide sind wahre Staatsbürger. Sie haben es so gewollt. Die Tschechoslowakei ist das einzige Land, das den

Juden das Recht zuerkennt, Juden zu sein, so wie die Slowaken Slowaken und die Tschechen Tschechen sind. Sie haben Anteil am Leben des Staates, ohne daß man sie zwingt, sich zu assimilieren...

Der eine meiner Freunde heißt Ben, der andere Salomon. Sie sind keine orthodoxen Juden. Das heißt, wenn sie auch allen Respekt vor den heiligen Büchern haben, so leben sie doch nicht nach ihren Vorschriften, sie haben mehr Verstanden zur Valsour-Deklaration als in die Ankunft des Messias, und der Rabbiner erscheint ihnen keineswegs als die unbestreitbare Verkörperung des göttlichen Gedankens. Nach der Auffassung Roms wären sie Freidenker, nach der Jerusalems sind sie Zionisten. Keinesfalls sind sie Israeliten. Jude zu sein bedeutet für sie die Zugehörigkeit zu einem Volke, nicht zu einer Religion. Ben und Salomon haben mich in Munkacs aufgegabelt. Sie sind beide entsetzlich geistig. Außerdem sprechen sie russisch, tschechisch, polnisch, rumänisch, ungarisch, englisch, italienisch, spanisch, deutsch, französisch, jiddisch und hebräisch. Ihre Bekanntschaft habe ich in meinem Gasthause in Munkacs gemacht.

„Ich bin gekommen, um die Juden zu besuchen“, sagte ich. „Ich heiße Ben“, sagte der Rothhaarige, „und mein Freund heißt Salomon.“ „Also Schalom.“ Sie erwiderten: „Schalom.“ Ich wollte wissen, warum sie keine Schlafenloden trugen. Sie fragten mich, ob die Juden in Frankreich damit herumliefen. Ich fragte sie nach ihrem Berufe. Ben war Einpfeifer bei den Wahlen und Salomon Versicherungsagent. Offenbar versicherte er die Jungfräulichkeit der Bärte und die Rarinschmähne der Hüte! Sie stemmten ihre Ellbogen auf den Tisch und sagten mir, alles, was ich in Munkacs gesehen hätte, sei gar nichts. Ich müßte die Berge durchstreifen, wo die Juden sich in der Wildnis eingenistet haben. Dort würde ich sehen, was Elend ist. Das wäre ein Land des Hungers.

Am nächsten Morgen erklimmt ein Auto das Marmaroschgebirge; Ben und Salomon saßen neben mir. Von Munkacs waren wir nach Batu gekommen, von Batu nach Husi. Jetzt ging es nach... nach...

„Wohin fahren wir, Ben?“

„Zuerst nach Buchtina.“ Der Winter hatte das Land versteinert. Alles wurde vom Schnee erstarrt. Die vereiste Straße knirschte unter den

Eisenketten an anderen Kädern.

Buchtina, das erste Nest. Den Wagen ließen wir zurück. Wir gingen auf einen unordentlichen Haufen von Hütten zu. Es war eher ein Lager als ein Dorf. Wirklich nur Hütten; Erdgeschloß mit schrägem Dach. Die Juden kamen heraus. Ihre Hände waren in den Ärmeln versteckt, es sah aus, als preßten sie ein Ofenrohr gegen die Brust. Blieben wir stehen, so umringten sie uns, als wären wir ein brennendes Kohlenbecken; plötzlich zerstreuten sie sich, als ob sie Angst hätten, sich zu verbrennen.

Was ich hier sah, waren die tollsten Köpfe, die jemals auf Schultern saßen. Man sah Reputen, Patriarchen, Rembrandtköpfe, Böcke, junge und alte Geier, Pferde mit Bärten, raphaeltische Gestalten. Einige dieser Köpfe schienen aus den Wolken zu kommen, andere waren wie Söringtafel, die aus einem Kästchen schnellen. Vom irdischen Paradies bis zum zoologischen Garten.

„Wo ist das Haus des Rabbiners?“ fragte Salomon. Sie gingen vor uns her, hielten aber Distanz und machten uns Zeichen, ihnen zu folgen. Eine Ecke vom Dach des Rabbinerhauses hatte der Wind davongetragen. Wir traten in einen Stall; zwei Schafe waren darin, zwei kleine Kinder, fünf größere, die schon Beies trugen, eine Frau, dürr, wie ein Skelett, ein schwarzer Vogel ohne Käfig, der auf einer Stuhllehne saß und vor Kälte zitterte.

Der Rabbiner war nicht da, er war nach Rumänien gereist, um zu schnorren. Das Elend in diesen Nestern ist so groß, daß die Hungerigen, wenn sie betteln wollen, mindestens hundert Kilometer weit gehen müssen. An Ort und Stelle kann man nicht betteln, da wäre jeder ein Bettler. Keiner hat um einen Heller mehr als sein Nachbar und der Nachbar hat nichts. Hier gibt es Gleichheit im Elend.

Die Frau, die sich an Bens Mantel klammerte, jammerte auf Jiddisch.

„Was sagt sie?“ — „Sie sagt, daß sie krank ist vor Hunger.“

Sie zeigte uns armselige Früchte, sie schälte eine: nur ein Viertel war essbar und dreiviertel Schale. Kein Mais mehr im ganzen Land. Wenn der Rabbiner nicht morgen zurückkehrt, so gäbe es am Sabbath kein weißes Brot. Zwanzig Grad Kälte im Stall. Die kleinen Kinder nur mit einem Hemd bekleidet. Der Vogel hatte wenigstens Federn! Die Größeren kauerten nicht um einen Ofen, sondern um ein Buch. Die Klagen der Mutter ließen sie nicht einmal aufhören. Um weniger vor Kälte zu beben, bedekten sie über den Talmud genügt aus Frömmigkeit.

Wir traten in etwa zwanzig dieser Hütten. Überall Kinder im Hemd, Talmudlesende, weinende Frauen, Bärte von Gottbegünstigten, und wilde Flüche, die nichts als eine Haut über dem Kern haben. Und der Gestank! Es riecht, als ob verschimmelte Kadaver in einer Zwiebelsauce getaucht worden wären. Und die Luft! Keine dieser Baracken hat einen Rauchfang. Es ist das gleiche System, wie bei den russischen Isbabs.

Der Rauch des Herdes verbreitet sich im Raume, so daß er in die Augen beißt und im Hals kratzt. Was für ein hungriges Elend! Ich weiß jetzt, warum die Rastans dieser Juden so entsetzt sind: wahrscheinlich lockt man sie, wenn gar nichts anderes mehr da ist, in den Tagen der größten Not, im Topf! Kein Mobilar! Drei Bretter sind das Bett, dessen vierte Seite die Wand der Hütte bildet. Und der Fußboden ist aus Not. Bei einem unserer Besuche sahen wir noch größeres Elend. Eine Frau lag auf der Matratze, um sie herum vier

Wie Molly zu einem Mann kam.

Von Langsod Reed.

Es war eigentlich Jane, die ihm gefiel und doch heiratete er Molly, ihre Schwester. Die Leute konnten sich vor Staunen nicht fassen. Er war das, was man eine „gute Partie“ nannte und sie — nein, häßlich war sie gerade nicht, ihr kugelförmiges Gesicht mit den Auglein, die wie schwarze Weinbeeren drin saßen, hatte sogar viel Freundliches, nur ihr Lachen! Wenn sie lachte, sah es aus, als lachte ihr Hals bis zum Rückenwirbel mit. Aber Molly war tüchtig und ihre Apfelpuddings, die sie Euthbert, dem Kostgänger ihrer Eltern, vorsetzte, waren vorbildlich.

Gerade Natur, die er war, sagte er eines Tages, während er aß und sie neben ihm saß: „Wissen Sie, ich bin ein praktischer Mensch. Jane ist zu jung. Sie aber sind gerade recht, tüchtig und überhaupt — Schönheit ist vergänglich.“ Sie lachte in der ihr eigenen Art und meinte: „Wie schön Sie das sagen, Mr. Smythe.“

Da fügte er geschmeichelt hinzu: „Und morgen wollen wir den Abend zusammen verbringen, jawohl. Ich kaufe Theaterkarten, und dann essen wir im Ritz.“

„Theaterkarten, Ritz — ist das nicht doch zu viel?“

Und er freute sich ihrer Sparsamkeit.

Euthbert war keine eifersüchtige Natur. Aber jetzt beneidete er manchmal seine Kameraden, die Grund hatten, auf ihre Mädchen eifersüchtig zu sein. Er hatte dazu leider keinen Anlaß.

Gerade Natur, die er war, sagte er eines Tages auf einem Spaziergang zu Molly: „Wie kostet die Mädchen alle sind. Männerblide so herausfordern! Ich würde wüten, wenn einer

Kinder. Der Jude machte, als er uns eintreten sah, eine segnende Bewegung. Er hielt mich für einen Arzt aus Hust oder vielleicht auch vom Himmel.

„Er will“, sagte mir Ben, „daß Sie seine Frau, die im Sterben liegt, retten.“ Sie sah wirklich aus, wie der Tod. Da ich keine Bewegung machte, zog mich der Jude am Ärmel zur Matratze hin. „Tun Sie, als ob Sie ein Arzt wären“, sagte Ben. „Sie tun ein gutes Werk.“ Niemals hätte ich mir ein solches Lager vorstellen können. Die Kinder und die Kranke saukten auf diesem Mist. Bitterkeit erfüllte mich. Meine Augen hielten Umschau in dem Loch; zwei Nägel an einem Tisch sollten der Familie zu Brot verhelfen. Der Vater war Talmudbinder. Dies war seine Werkstatt. In guten Monaten verdiente er fünfzehn Kronen — zwölf Francs! Zwei andere Kinder, die wir noch nicht bemerkt hatten kauerten in einem Winkel; die schönen Augen in den von Leuten umgebenen Gesichtern sahen den Herren an der gekommen war, um die Mama zu retten.

Die Raubwespe.

Von Dr. H. A. Francé.

Fast das ganze Jahr über sind unsere Fluren, am häufigsten Flußufer und Sandhügel, von dem merkwürdigen Volke der Raubwespen belebt. Sie sind friedliche, von Blumenstaub und Blütentau sich nährenden Tiere, solange sie für ihre Bedürfnisse sorgen; sie sind jedoch kaltblütige und abgefeimte Mörder, wenn ihr Mutterinstinkt erwacht.

Sie so anstarren würde. Glücklicherweise schaut Sie keiner an.“

Da lachte sie in der ihr eigenen Art und sagte: „Mich starren die Männer genau so an, wenn ich allein gehe. Nur wenn Sie mit mir sind, wagen sie es nicht, denn sie fürchten Ihr Temperament.“

„Wirklich?“ fragte Euthbert mitteilend lächelnd.

„Bitte, soll ich es Ihnen beweisen? Sehen Sie sich dort auf die Bank, während ich weitergehe und beobachten Sie.“ Euthbert war viel zu ungläubig und neugierig, um nicht zu gehorchen. Und wahrhaftig: der erste Passant lächelte Molly an. Zwei Jünglinge, die an ihr vorbeikamen, drehten sich nach ihr um. Und ein ganz alter Esel, der sich in puncto Weiberschönheit doch schon auskennen mußte, blieb sogar stehen, während Molly tüchtig weiterschritt. Euthberts Gefühle waren unbeschreiblich! Sie gefiel also doch! Er hätte also, läge es in seiner Natur, allen Grund zur Eifersucht. Glücklicherweise, holte er sie ein, legte den Arm um ihre Taille und zog sie auf eine einsame Bank des Parks. Ihre Hände bedeckten ihr Gesicht und ein Schluchzen schien sie zu schütteln.

„Weinen Sie nicht, Molly. Können Sie mir verzeihen? Und — und wenn Sie einverstanden sind, so würde ich für nächsten Sonntag das Angebot veranlassen, und . . .“

Da flüsterte Molly, ohne ihr Gesicht freizugeben: „Wenn es nicht früher geht . . .“

Es wurde eine gute Ehe. Nie aber hatte Molly ihm erzählt, und nie wird sie ihm erzählen, daß die Männer damals im Park sie nur deshalb angesehen hatten, weil sie — ja weil sie vor ihnen die Zunge geblickt hatte.

Dann fallen sie andere Insekten, namentlich Larven und Raupen, an und wissen sie auf eine noch unbegreifliche Art zu lähmen. Sie stechen das Nervensystem ihrer Beute so geschickt an, daß die Beute gelähmt werden, das Leben jedoch erhalten bleibt. Dann denken sie an den Winter, das heißt ans Vorratsammeln. Sie schleppen Larve um Larve in eine selbstgegrabene Erdböhle und schichten sie dort auf, wie weiland Ritter Blaubart seine toten Frauen. Nur legen sie dem Opfer ein Ei auf den Leib. Aus dem kriecht eine Raubwespenlarve aus, fällt sofort die zitternde arme Raupe an und frisst die Wehrlose bei lebendigem Leibe auf. Das Samstagsmagazin ist so genau berechnet, daß die Entwicklung der jungen Raubwespe beendet ist, wenn die letzte Larve verzehrt wurde. Dann durchbricht das Tier den Verschluss seiner Höhle und erblickt zum erstenmal das Tageslicht.

Das alles ist wunderbar aber noch keine eigentliche Zivilisationsleistung. Die wurde von den englischen Forstern George und Elizabeth Peckham beobachtet und alles Ernstes so beschrieben: Eine solche mit dem Verschluss ihrer Bruthöhle beschäftigte Raubwespenmutter teilte die Öffnung mit einem Steine zu. Schaffte dann eine Partie feiner Staubkörner an dem Ort, nahm nun einen Kieselstein in ihre Beißzange und stampfte damit den Boden glatt, in dem sie den Stein als Stöber benutzte. Hierauf legte sie ihn beiseite, brachte eine neue Kuhre Erde heran, griff abermals nach ihrem Stein und fing neuerdings zu pflastern an. Das wiederholte sie noch einmal. Erst dann war sie

bestriedigt, ließ ihren Stein liegen und flog davon.

Ich glaube, es bedarf keiner weiteren Be-
weise dafür, daß auch die Tiere nicht ohne
Zivilisation sind, wenn sie arbeiten müssen.
Auch sie leben vergesellschaftet, auch sie tragen
Vorräte ein, schaffen sich Wohnräume, teilen
sich in die Arbeiten, erwerben sich eine Heimat,
ein Besitztum, das sie auch zu verteidigen
wissen. Wie ein Gesetz läuft diese Tatsache
durch die ganze Tierreihe. Je einfacher und
hilfsloser die Tiere sind, desto primitiver ist
ihre Zivilisation. Aber immer bleibt das
Gesetz sichtbar; immer erkennt man die Grund-
tatsache, daß die Tiere durch Arbeitsteilung
und gegenseitige Hilfe zur Verbesserung ihres
Daseins kommen wollen und auch kommen.

Unbestellbar, „Adressat gestorben“.

Brief einer amerikanischen Film-
gesellschaft.

An Herrn William W. Shakespeare,
Suffex.

... auch haben wir zu wiederholten
Malen Ihre Stücke in hiesigen Theatern ge-
sehen. Wir möchten Ihre schätzenswerte Be-
gabung nicht verkennen und fordern Sie daher
auf, Ihr Talent im Rahmen der amerikanischen
Filmkultur weiterzuentwickeln. Bitte, wollen
Sie uns umgehend mitteilen, welches Ihre For-
derungen für ein Filmmanuskript sind, das in
der Gesellschaftswelt des heutigen Amerika
spielt.

Die Post hatte auf diesen Brief vermerkt,
als er wiederkam:

„Adressat verstorben.“

Das Gegenstück zu dieser schönen Geschichte
ist vor kurzem in Paris passiert.

Da sah also ein Mann mit gelehrtem Ge-
schichtsbildung zwischen seinen Folianten, im
Begriff, die Welt um einen neuen Folianten
zu bereichern. Was tut der ordnungsliebende
Gelehrte, um, wie man so sagt, seinen „Stoff
zu ordnen“? Er legt sich einen Zettelkasten
an. Und was tut der zerstreute Gelehrte, um
seinen Stoff zu ordnen? Er bringt die ein-
zelnen Rubriken seines Zettelkastens derart
durcheinander, daß eher ein Lachkabinett als
ein wissenschaftliches Werk daraus werden kann.
Das Unglück war, daß dieser Professor den
Einsatz hatte, die Notizen seines Zettelkastens
in Umschlägen unterzubringen, die sich in
nichts von denen unterscheiden, die er zur
Anfertigung seiner üblichen Briefe benutzte.
So geschah es eines Tages, daß er statt eines
Briefes eine Rubrik seines Quellenverzeichnis
frankiert zur Post trug... den Um-
schlag mit der Aufschrift „Demosthenes“.

Als auf dem Postamt dieses sonderbare
Schriftstück in die Hände der Beamten kam,
begann dort ein großes Rätselraten um den
Adressaten. Bald hatte man sich geeinigt, auf
alle Fälle aus dem brutalen „Demosthenes“
ein sanftes und höfliches „Herr Demosthenes“
zu machen. Und in welcher Stadt, in welchem
Land mochte dieser Herr wohl wohnen? Die
Beamten wurden sich einig. Und einer, dem
so etwas wie klassische Bildung zu dümmern
begann, färbte mit jeder Hand hinzu: „Herr
Demosthenes, Athen“.

Nach sechs Wochen kam der Brief zurück
... bis zur Unkenntlichkeit verknüppelt von den
griechischen Postämtern. Oben auf aber, deut-
lich und mit roter Tinte geschrieben, standen
die ehernen Worte zu lesen:

„Unauffindbar, vermutlich vertrieben.“

Talent.

Der verstorbene Maler Bascin sah wie ge-
wöhnlich beobachtend im Pariser Café du Dome.
Da trat ein deutscher junger Mann auf ihn zu,
stellte sich vor als angehender Künstler und bat,
dem berühmten Kollegen sein Skizzenbuch vor-
legen zu dürfen.

Bascin sah sich die Zeichnungen Blatt für
Blatt aufmerksam an, und es nahm viel Zeit
in Anspruch, bis er das Best mit erstem Ge-
sicht dem gespannt horrenden jungen Maler
zurückgab.

„Ja“, sagte er dann gedehnt, „da kann ich
nur sagen: wenn ich Ihr Talent hätte, wäre ich
schon ein reicher Mann.“

„Wirklich?“ Das Gesicht des Anfängers
strahlte in unglaublicher Freude.

Bascin verzog keine Miene und ergänzte:
„Dann hätte mich mein Vater Kaufmann wer-
den lassen.“

Wißt ihr schon?...

Verlöhnt ist der Gewinn in einer Partie
Whist, die zwei Australier miteinander spielten.
Der Gewinner sollte seinen Anteil an der
Mount Morgan Goldmine in Australien be-
kommen. Dieser Anteil hat dem Gewinner
dann im Laufe von sechs Jahren die Summe
von fünfundzwanzig Millionen eingebracht. Das
ist die größte Summe, die je durch Karten-
glück einem Manne zugefloss.

Der berühmte Ozeanflieger Lindbergh be-
kam nach Vollendung seiner kühnen Fahrt im
ganzen 1914 Geschenke, darunter Medaillen,
Plakette und andere Erinnerungen an seine
Tat.

Die größte Industrie der Welt ist die
Motorenindustrie, die ein Zehntel aller arbei-
tenden Personen beschäftigt.

Die durchschnittliche Lebensdauer eines
Autos wird auf sechs Jahre, neun Monate
berechnet.

In der Lombardei steht eine Pyramide, die
beinahe 2000 Jahre alt ist.

Die Briefmarkensammlung des Königs von
England, deren Wert noch niemand abgeschätzt
hat, fällt annähernd 200 Bände.

Die Luftmenge, die ein erwachsener Mensch
täglich ein- und ausatmet, wiegt etwas über
15 Kilo oder ungefähr sechsmal so viel wie
die flüssige und feste Nahrung, die er in der
gleichen Zeit braucht.

Auf Grönland werden Kartoffeln in dem
kalten Boden nicht größer als Nusseln.

Weiteres.

Der Doktor hatte dem Kranken empfohlen,
mit dem Thermometer die Temperatur zu
messen. Als er sich bei seinem nächsten Besuch
erkundigte, wieviel Grad das Thermometer ge-
zeigt habe, erwiderte der Kranke: „Veränderlich
und bewölkt.“ — Er hatte aus Versehen das
Barometer benutzt.

Lehrerin: „Die Schlange im Paradies ist
natürlich nur bildlich oder symbolisch gemeint.
Was also mag damit gemeint sein?“ — Junges
Mädchen: „Daß Eva sich an den Adam her an-
geschlangelt hat.“

„Fräulein, nenne mir eine einweihaltige
Pflanze?“ — Spina mit Ei, Herr Lehrer!

„Meine Tochter wird ihre Stimme im Aus-
land ausbilden lassen.“ — Wie rücksichts-
voll!

„Na, Fräulein, ist das nicht wunderschön,
daß dir der liebe Gott noch ein Brüderchen be-
schert hat?“ — „Wunderschön, Papa? Einen
richtigen Kleiderschrank hätten wir
viel nötiger gebraucht.“

Mein Fräulein, ich liebe Sie wahnsinnig.
Glauben Sie aber ja nicht, daß ich in Ihnen
nur das goldene Kalb anbele!

„Warum hast du denn deinem armen Hund
den Schwanz abgeschnitten?“ — „Er hat vor
Freude gewedelt, als meine Schwiegermutter zu
Besuch kam.“

„Es ist doch merkwürdig, daß die Hunde ein
solch unbedingtes Vertrauen zu einem Men-
schen haben können.“ — „Das ist doch verständ-
lich. Haben Sie je gehört, daß jemand von
einem Hund Geld geliehen oder ihm ein ge-
brauchtes Auto verkauft hat?“

Der zwanzigjährige Sohn zu seinem Vater:
„Ich muß dir ein Geständnis machen, Vater,
du darfst mir aber nicht böse sein: Ich liebe
die Soubrette Lizzi Rizzi.“ — „Warum soll
ich dir da böse sein, mein Junge, als ich so alt
war wie du, da habe ich sie auch geliebt.“

„Der Truthahn, den Sie mir gestern ver-
kauften, war ja ungenießbar!“ — „Das verstehe
ich nicht! Seit fünfzehn Jahren hat das Tier
auf allen Ausstellungen erste Preise bekommen.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen.
Wenzel Schach, Zweitnig Nr. 65
bei Teplitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen

Schachaufgabe Nr. 68.

Von Gen. Heinz Sagner, D-Wernersdorf.
Schwarz: Kd5; Bc5, c7, d4 (4).



WeiB: Kf5; Dd1; Sc5 (3).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach
Erscheinen der Aufgabe an oben genannter
Adresse einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 65: Td2-a2!

Nichtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen
ein: Achler Adolf, Lärmitz; Güntel Anton und
Steiner Eduard, Schönfeld; Walter Ludwig, Robert
Frank, Michel Rudolf, Schmidt Ferdinand, alle
Kwitkau; Götzig Johann und Bräutigam Anton,
Petersgrün; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Gaida;
Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Teplitz; Gottfried
Johann und Wibel Johann, Hohenstein bei Staab;
Münich Heinrich, Hohenstein; Albert Rudolf, Proß-
witz; Trübsch Gustav und Qual Adolf, Wilschdorf;
Zettmayer Arthur, Zweitnig; Zimmermann Hein-
rich, Eichwald; Rinnerier Emil, Teplitz. (Nach
Td2-e2 folgt D×T und kann das Matt mit
De2-e5! abdecken.)